

399–401). Mit den Stichworten „Priester“ (*E. Pucher*, 287f.) und „Priestertum, allgemeines“ (*H. M. Müller*, 296f.) beschäftigen sich zwei aus ökumenischer Sicht interessante Artikel. Das Thema „Religionsfreiheit“ (408–410) wird aus verfassungsrechtlicher (*M. Germann*) sowie aus kanonistischer Perspektive (*R. Sebott*) eingehend betrachtet. Es ist heute schon fast vergessen, wie entschieden die kath. Kirche durch die Enzyklika „Quanta cura“ vom 8.12.1864 die Religionsfreiheit abgelehnt hat. Man begründete diese Verurteilung der Religionsfreiheit mit der *Maxime* „Der Irrtum hat kein Recht!“. Dem Thema des Religionsunterrichtes sind mehrere Stichworte gewidmet (vgl. 413–424), die den Themenbereich unter Berücksichtigung des Landesrechtes und der jeweiligen Kirchenverträge behandeln. Ein eigener Artikel ist dem noch relativ jungen Begriff des „Religionsverfassungsrechtes“ (*F. Hufen*, 424–427) gewidmet. Er steht für einen religionsrechtlich geprägten Ansatz bei der verfassungsrechtlichen Beurteilung von Religionsgemeinschaften und will die integrative Kraft der individuellen und der kollektiven Religionsfreiheit im institutionellen Rechtsbereich stärker verwirklichen. Terminologisch wird so die institutionelle Dimension des Art. 4 GG hervorgehoben und damit ein begriffliches Gegengewicht zum Körperschaftsstatus geschaffen. Letzterer betont ja (im Hinblick auf die Kirchen als althergebrachte Religionsgemeinschaften) die Nähe zum Staat und zu seinen Aufgaben. Hufen sieht in der neueren Rechtsprechung des BVerfG Ansätze zu einer stärkeren Sicht des Rechts der Religionsgemeinschaften als Religionsrecht, das damit nicht mehr selbstverständlich dem Staatskirchenrecht in seiner genuinen Form als (öffentlich determiniertem) Körperschaftsrecht zugeordnet werden soll (vgl. Kruzifix-Urteil, sowie Urteil zum Körperschaftsstatus der Zeugen Jehovas). Die kirchliche Trauung (696–700) ist aus evangelischer (*D. Pirson*) und katholischer Perspektive (*B. Laukemper-Isermann*) sowie im Hinblick auf die Zivilehe für Deutschland, Österreich und die Schweiz dargestellt (*R. Battes*). Zur Sprache kommen hierbei die sog. Ökumenische Trauung, die Trauformel und der Trauungsritus und damit Möglichkeiten und Grenzen, um die Sondersituationen bei den Brautpaaren zu berücksichtigen. Interessant erscheint das Stichwort „Unauflöslichkeit der Ehe“ (722–726), das aus evangelischer Sicht (*R. Frieling*) sowie aus katholischer Perspektive (*N. Witsch*) abgehandelt wird. Es wird hierbei deutlich, daß die evangelische Ehepastoral stärker von dem (im Zivilrecht) gültigen Zerrüttungsprinzip geprägt ist, das von Frieling im Sinne eines moralischen Todes der Ehe auch theologisch konkretisiert wird (723). Frieling beruft sich hierbei auf einige (namentlich nicht genannte) katholische Moraltheologen für seine Interpretation, mit der er eine „ontologisch unauflösbare Einheit der Ehe“ zurückweist (723). Im Gegensatz dazu betont Witsch das kanonistische Prinzip der Unauflöslichkeit der Ehe als Wesenseigenschaft, die zugleich im Hinblick auf das Wohl der Ehegatten gefordert ist und zu ihrem sakramentalen Charakter gehört (724).

Diese wenigen Hinweise und ‚Kostproben‘ mögen genügen. Ohnehin kann man die 920 Seiten (das LKStKR zählt nicht in Spalten) nur summarisch darstellen. Insgesamt handelt es sich bei dem nunmehr komplett vorliegenden Nachschlagewerk um ein wissenschaftliches Kompendium, das sowohl dem kirchenrechtlichen Spezialisten und Praktiker wie auch dem interessierten Leser zuverlässig Auskunft geben kann. Die ökumenische Bearbeitung vieler Artikel und Themenbereiche stellt eine nicht zu unterschätzende Hilfe für den interkonfessionellen Dialog dar. Positiv hervorgehoben werden soll noch die hohe Zahl (über 150) der fachlich ausgewiesenen Mitarbeiter an diesem Lexikon. Es finden sich klangvolle Namen darunter; erwähnt seien nur Kardinal Zenon Grocholewski, der Präfekt der Kongregation für das Katholische Bildungswesen, und Monsignore Georg Gänswein, der Privatsekretär des neuen Papstes. Wollte man an dem neuen Lexikon etwas beklagen, so wäre es das Fehlen von Registern. Vielleicht läßt sich ja das LKStKR in absehbarer Zeit auf CD-ROM aufnehmen. Das wäre für den Benutzer eine echte Erleichterung.

G. SCHMIDT S. J.

WINTERHOFF-SPURK, PETER, *Kalte Herzen*. Wie das Fernsehen unseren Charakter formt. Stuttgart: Klett-Cotta, 2. Auflage 2005. 271 S., ISBN 3-608-94102-9.

Kalte Herzen sind keine Herzen aus Stein, sondern erkaltete Herzen, die, von innerer Unsicherheit geleet, Impulse zur eigenen Selbstdarstellung geben. Menschen mit sol-

chen erkalteten Herzen lassen sich leicht von Medienstars und Politikern, wenn diese sich als Medienstars inszenieren, faszinieren. Sie orientieren sich an der emotionalen Ausstrahlung anderer, statt sich auf die eigene Urteilsfähigkeit zu besinnen. Serien, Reality-Formate und Spielfilme dienen ihnen vornehmlich dazu, ihre emotionalen Bedürfnisse zu befriedigen. Weil sie Emotion vom Fernsehen erwarten und ihre emotionalen Bedürfnisse durch die Medien auch kurzzeitig zufriedengestellt werden, entleeren sich solche Herzen und werden kalt. Insofern gibt der Untertitel des Buches den inhaltlichen Aufbau nur unzureichend wieder. Das Buch ist wesentlich durchdachter, als es der Titel erwarten läßt und stellt Zusammenhänge her, die nicht auf einer simplen Medienwirkungstheorie basieren. Wie auch die Forschung der letzten 15 Jahre, so beginnt der Autor (= W.) nicht bei dem Medium, sondern bei den Zuschauern. Er fragt also nicht zuerst entsprechend dem uses-and-gratifications-Ansatz, was die Nutzer mit dem Medium anstellen, um einen Gebrauchs- und Belohnungswert zu erzielen, sondern er beschreibt den Bewohner der Moderne in einer Typologie, um schrittweise zu zeigen, wie sich vor allem die privaten Fernsehsender eher vordergründig auf die psychischen Bedürfnisse der jungen Zuschauergruppen einstellen. Damit ist das Buch nicht nur für den Kommunikationswissenschaftler und Medienpädagogen interessant, sondern noch mehr für Seelsorger, Theologen und Philosophen, für Pädagogen, Soziologen, Politiker wie für Führungskräfte der Wirtschaft. Der Autor trägt nämlich nicht nur eine Vielzahl von Forschungsergebnissen zusammen, sondern stellt auch Verbindungen zwischen relevanten Erklärungsmodellen her, indem er zeigt, wie sich die Verhaltensweisen des von ihm beschriebenen Sozialcharakters bis in die Politik (212–222) und in die Familien (227–233, 234) auswirken. Ursache für die Herausbildung eines bestimmten Charaktertyps ist in erster Linie nicht das Fernsehen, sondern die Beziehungsunsicherheit, die das Angstpotential erhöht. W. kann an empirischen Befunden zeigen, daß der als narzißtisch beschriebene Charaktertyp zunehmend durch den histrionischen abgelöst wird. „Histrionische Charaktere entstehen in familiären Kontexten, die durch längere Bindungsunsicherheit und mangelnde mütterliche Zuneigung, geringe Impulskontrolle, ausweichendes Verhalten und theatralische Inszenierungen gekennzeichnet sind“ (173). Der Begriff „histrionisch“ leitet sich von dem lateinischen *histrion* ab. Das Wort bezeichnet den Schauspieler, Tänzer oder Musiker und besonders das theatralische und emotional aufdringliche Verhalten. Der *Histrion* ist weiter „durch schnelle Erregbarkeit, auch Aggressivität und Halsstarrigkeit, verführerisches Verhalten, oft verbunden mit sexuellen Problemen, Suggestibilität und aktiven Abhängigkeitstendenzen“, ferner durch Egozentrismus und emotionale „Labilität“ in seinem Verhalten gekennzeichnet (38). – Im 2. Kap. zeigt der Autor, wie die Konsumgesellschaft die Arbeitsbedingungen in den einseitig am Gewinn orientierten Unternehmen, und der Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft, zu Ausprägungen eines solchen Charakters beitragen.

Als Vorläufer des histrionischen Charakters liefert der Autor im 3. Kap. beispielhaft psychologische Porträts von Marlene Dietrich und Leni Riefenstahl, um sich dann im 4. und 5. Kap. den Idolen der Mediengesellschaft, den Stars, zuzuwenden. Er zeigt, wie gerade jüngere Altersgruppen mit den Stars in Interaktion treten. Dabei verwendet W. den Begriff „parasoziale Interaktion“ und zeigt in Kap. 6, wie sich die Mediennutzer eine Beziehung zu ihrem Star konstruieren und diesen so in ihr Leben einbauen, daß sich Verhaltensweisen, die durch Stars induziert werden, ausprägen und vor allem die Inszenierung der eigenen Person durch die Identifikation mit den Stars übernommen wird. Der Autor faßt auf S. 173 zusammen: „Bindungsunsicherheit und mangelnde mütterliche Zuneigung sind es aber nicht alleine, die den *Histrion* entstehen lassen. Entscheidend ist, daß die potentiell histrionischen Charaktere Tag für Tag im Fernsehen vorgeführt bekommen, wie Menschen Aufmerksamkeit und Zuwendung, aber auch finanzielle und sexuelle Erfolge erzielen. Ob herausragende Stars oder nur ‚Celebrities‘ der zweiten Reihe, sie alle werden als Modelle für die Hoffnungen, Wünsche und Träume ihrer Bewunderer genutzt“.

Nachdem der Autor im 8. Kap. am Beispiel vieler Sendungen zeigt, welche Inhalte das Fernsehen transportiert, wird im 9. Kap. eine entscheidende Funktion des Mediums beschrieben, welche die langen Verweilzeiten bestimmter Zuschauergruppen erklärt: Das Fernsehen wird zur Regulierung und Stabilisierung der Stimmungen eingesetzt. Abhän-

gig vom Alter und dem Persönlichkeitstyp der Zuschauer wird das Medium auch als emotionaler Stimulus genutzt. Bis hierhin konnte man den Eindruck gewinnen, W. habe sich ein bestimmtes Persönlichkeitsprofil gewählt, um alle Ergebnisse der Fernsehforschung in das so gewonnene Interpretationsschema zu zwingen. Bereits im 7. Kap. weitet er jedoch den Blick, indem er seinen nachfolgenden Analysen die Theorie der sozio-kulturellen Milieus zugrundelegt. Nach den Erhebungen des Sinusinstituts in Heidelberg konnten 2002 zehn solcher Milieus unterschieden werden. – Im 13. Kap. setzt der Verf. die neueren Erhebungen zu Gerhard Schulzes bahnbrechender Studie von 1992 („Die Erlebnisgesellschaft“) in Beziehung. Da die Daten zu letzterer Studie bereits 1995 erhoben wurden, kann W. Verbindungslinien zu der sozialen Topographie herstellen, die in den Sinus-Milieus dargestellt werden. Er zeigt, wie die Generation der damals Unter-Vierzigjährigen ihre Lebensvorstellungen und Einstellungen gegenüber dem Fernsehen an ihre Kinder weitergegeben haben, die sich in den jüngeren Sinusmilieus finden. W. übernimmt Schulzes Ansatz, daß sich eine Grundtendenz unterschiedlich ausdrücken kann. Er sieht nicht mehr die Erlebnisorientierung als Grundausrichtung der Gesellschaft, sondern die Sehnsucht nach stabilen Beziehungen (Kap. 14). Wer auf eine Weiterführung der Analysen von Schulze gewartet hat, findet bei W. wichtige Fortschreibungen für das Verständnis der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Die persönliche Befindlichkeit des einzelnen ist stärker belastet als in den achtziger Jahren, die psychischen Ressourcen sind durch die geringer gewordene Bindungsfähigkeit schneller verbraucht (Kap. 13).

„Die sozialen Beziehungen des Histrion unterliegen einer ständigen Anziehungs- Ablehnungsdynamik. Er sucht – wohl auch: verzweifelt – nach festen, verlässlichen Bindungen, kann sich aber nur schwer auf Dauer halten. Seine romantisierende Weltsicht macht ihn für Idealisierungen besonders anfällig, entsprechend läßt er sich schnell begeistern. Überzogene Idealisierungen führen aber auf Dauer immer zu Enttäuschungen, da Menschen selten ganz so sind, wie der Histrion sie imaginiert. So ist er auf Grund seiner labilen Affektivität entsprechend schnell und tief enttäuscht. Dies alles wird durch seinen Erlebnishunger beschleunigt, für ihn verbrauchen sich Beziehungen besonders schnell. Damit macht er sich und anderen das Leben schwer“ (234). Das immer präsente Fernsehen wird zur einzigen stabilen Bezugsgröße und erhält dadurch eine quasi-religiöse Funktion: Es ritualisiert den Alltag, schreibt Schuld zu und wird so auch zur Bußanstalt, ermöglicht die emotionale Auseinandersetzung mit privaten und gesellschaftlichen Katastrophen, sammelt Spenden ein und hat in den Moderatoren und Anchormen bzw. -women seine Priesterkaste (236). – Im 15. Kap. unternimmt der Autor den Versuch, Heilmittel aufzuzeigen, die psychologisch verfahrenere Situation der Bewohner der späten Moderne zu bessern. Das Buch selbst zeigt aber auf, daß die Aussicht gering ist, um den histrionischen Charakter entsprechend zu überzeugen.

Das Buch ist nicht nur flüssig geschrieben und bietet einen durchdachten Aufbau von Informationen und Analysen; es macht sich auch den Leser durch sorgfältigen Satz und gute Ausstattung geneigt.

E. BIEGER S. J.